

**Zeitschrift:** Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

**Herausgeber:** Franz Otto Schmid

**Band:** 4 (1909-1910)

**Heft:** 22

  

**Rubrik:** Literatur und Kunst des Auslandes

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 31.01.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

vore: La Sacrifiée (11); E. Fabre nach Balzac: La Rabouilleuse (11); E. Kämpf: Le Grand Soir (12); Giacosa: Comme les Feuilles (9). Daß unter diesen Dramen nicht manches recht Wertlose wäre, wollen wir nicht behaupten. Aber mit einigen Erfolgen, z. B. von Brieur, Giacosa kann man gewiß zufrieden sein. Nur ist gerade dieses moderne Repertoire außerordentlich lückenhaft. Kein einziger Ibsen, weder Hauptmann noch Sudermann, die doch sonst im französischen Sprachgebiet beliebt sind. Kein Bajerlein und kein Hartleben; kein Shaw und kein d'Annunzio; kein einziges schweizerisches Drama. Wohl aber Arsène Lupin, 12 mal aufgeführt mit der wohlwollenden Zustimmung eines Komitees, dessen Mitglieder im Vorstand einer Zeitschrift gegen die Verbrecherteliteratur und für gute Jugendliteratur sitzen, auch wohl den Protestversammlungen gegen Sherlock Holmes, Nick Carter und

Arsène Lupin beigeohnt und in den Zeitungen auf eine Enquête über La littérature criminelle mit edlen Worten der Entrüstung geantwortet haben. Seltsam, zu welchen Widersprüchen das Leben uns zuweilen veranlaßt!

Alles in allem: Die Genfer Comédie hat sich dank der Aufführung minderwertiger, kunstpädagogisch neutraler und antipädagogischer Stücke über Wasser halten können. Sie wird ihrer in Zukunft nur so viel aufführen, als zum Gleichgewicht der Kasse nötig ist. Sie sündigt ein bißchen, um daneben um so mehr Gutes wirken zu können. Also tat der heilige Crispin, als er den Reichen Leder stahl, um den Armen Schuhe daraus zu machen.

Die Comédie plant sogar einen Neubau und ein eigenes Heim. Wir wünschen ihr dazu viel Gutes und in mancher Beziehung sogar — Besseres. E. P.-L.

## Literatur und Kunst des Auslandes

Das Jubiläum der Goethe-Gesellschaft. Niemand lebt mehr in Weimar, der Goethe noch gekannt hat. Nur von seinen Enkeln hört man noch sprechen, von Walter und Wolfgang, die einsam und menschenfeindlich durch die Straßen Weimars schlichen, die die Vorhänge vor den Fenstern des großen, vornehmen Hauses am Frauenplan, in dem Goethe 50 Jahre lang gelebt hatte (1782—1832), niemals hochzogen. Niemand kümmerte sich am 15. April 1885 um den Tod Walters von Goethe, an dem sich der Fluch „Weh Dir, daß Du ein Enkel bist“, so furchtbar erfüllt hatte. Aber die ganze Welt gedachte wieder dieses letzten Trägers des großen Namens, als sein Testament bekannt wurde. Es begann mit dieser welthistorischen Verfügung: „Ich ernenne zur Erbin des Goetheschen Familienarchivs, wie solches bei meinem Tode sich vorfindet, Ihre Königliche Hoheit die Frau

Großherzogin Sophie von Sachsen. Es umfaßt gedachtes Archiv die großväterlichen Schriftstücke, Akten usw., ferner das Privatarchiv meines Großvaters wissenschaftlichen, poetischen, literarischen, administrativen, familiären Inhalts, sowie alle von meinen Familienmitgliedern herrührenden persönlichen Papiere, soweit sie sich in dem gedachten Archive vorfinden“. Die Großherzogin Sophie hat sich dieser hohen, an sie gestellten Aufgabe würdig erwiesen. Drei ausgezeichnete Gelehrte, Gustav von Loeper, Hermann Grimm und Wilhelm Schaa rief sie nach Weimar, und gemeinsam mit diesen gründete sie in den Julitagen des Jahres 1885 die Goethe-Gesellschaft.

25 Jahre sind seit diesen Tagen vergangen. Würdig wurde das erste Jubiläum gefeiert. Es war eine tief symbolische Handlung, als man am Freitag den 17. Juni, nachmittags, Alma von Goethes

Grabdenkmal enthüllte. Ein von Walde-  
mar von Rauffern komponiertes Lied Höl-  
derlins leitete die Feier stimmungsvoll ein:

„Die Linien des Lebens sind verschieden,  
Wie Wege sind und wie der Berge Grenzen,  
Was hier wir sind, kann dort ein Gott  
ergänzen

Mit Harmonien und ewigem Lohn und  
Frieden.“

Anknüpfend an diese aus der Bahn-  
sinnszeit des Dichters stammenden schönen  
Worte begann Dr. Wolfgang von Ottingen  
seine Gedächtnisrede. Mit wehmütigen  
Worten zeichnete er in knappen Linien  
die Tragödie des Goetheschen Hauses. Er  
sprach von August, dem Sohn, der in  
einer künstlerisch durchgeistigten Atmo-  
sphäre aufwuchs, die seinem innersten  
Wesen fremd war, der eifersüchtig auf die  
Liebe blickte, mit der Ottilie, sein Weib,  
und seine Kinder den Großvater umgaben,  
und der zuletzt aus der Heimat floh, um  
an der Pyramide des Cestius ein frühes  
Grab zu finden. Er sprach von Ottilie,  
dieser Frau von einem andern Stern, die  
wie ein Meteor aufstieg und ruhelos zu-  
grunde ging nach dem Tode des über  
alles verehrten Schwiegervaters, von Wolf-  
gang und Walter, ihren Söhnen, diesen  
Dilettanten in Kunst und Leben, die sich  
selbst als letzte Überlebende aus Tantalus  
Geschlecht fühlten und nur von dem einen  
Gefühl beherrscht wurden:

„Ich stehe immer draußen, ich trete nie-  
mals ein,

Ich möchte einmal leben, ich möchte  
einmal sein“.

Walter von Goethe hat diese Verse in  
seiner Lebensverzweiflung niedergeschrie-  
ben. Ein langes, einsames Alter war  
ihm beschieden. Alma aber, sein kleines  
Schwesterchen, die verwöhnte Enkelin  
Goethes, in dessen Sonnenschein sie auf-  
geblüht war, starb in ihrer Jugend mit  
16 Jahren. Mit der Mutter zog sie nach  
des Großvaters Tod ruhelos durch die  
Welt und starb am 19. September 1844  
in Wien, vereinsamt, immer die Sehnsucht  
nach Weimar in ihrem Herzen und noch  
im Tode in ihren großen feurigen Goethe-

augen den Glanz von Glück, das sie für  
ihr kurzes Leben überreich in den zu  
Füßen des Großvaters verspielten Stun-  
den empfangen hatte. So hat sie der  
Bildhauer dargestellt, liegend als ein  
schlafendes Mädchen, dem das Hinwelken  
erspart blieb, dessen Hände mit Rosen  
spielen. Es liegt etwas Lichtes, Freu-  
diges über dem Bilde dieses Kindes am  
Schluß der Ahnenreihe, das uns mit dem  
Geschick des Geschlechtes Goethes, der selbst  
noch mit Göttern an goldenen Tischen  
gespeist hatte, versöhnt.

Am Abend dieses Tages fand das  
Festmahl der Goethe-Gesellschaft statt. Der  
große Saal faßte kaum die Zahl der  
Gäste. Eine glänzende Gesellschaft hatte  
sich hier vereinigt — ich nenne von Schweit-  
zern nur Dr. Hans Bodmer (Zürich) und  
Professor Dr. Harri Maync (Bern) —,  
Rede folgte auf Rede, und manches Hoch  
klang brausend durch den Saal, am lau-  
testen das auf Erich Schmidt angestimmte.  
Dieser unübertreffliche erste Präsident der  
Goethe-Gesellschaft hielt in diesem Jahre  
seine große Rede erst am Sonnabend  
Morgen in der Generalversammlung. Sein  
Vortrag war ein Meisterstück. Mit wenigen  
Worten berichtete er aus seinen überreichen  
Erinnerungen von den Tagen, in denen  
die Gesellschaft gegründet wurde, charak-  
terisierte ihre Entwicklung bis zum heu-  
tigen Tage und zeichnete, Sympathien und  
Antipathien deutlich durchblicken lassend,  
mit schöner Freiheit gegen den anwesen-  
den Hof die Bilder der Männer und  
Frauen, welche sich um ihr Werden be-  
sonders verdient gemacht hatten. Das  
große Werk der Großherzogin Sophie, die  
Weimarer Goethe-Ausgabe, ist beendet.  
Aber noch fehlt eine wissenschaftlichen An-  
sprüchen genügende Biographie des Dich-  
ters. Freudig aber stellte Erich Schmidt  
einen Fortschritt in der einheitlichen Auf-  
fassung des Menschen, Dichters und Na-  
turforschers Goethe fest. Zu Ehrenmit-  
gliedern wurden Alexander von Gleichen-  
Rußwurm, Marie von Ebner-Eschenbach,  
Friedrich Spielhagen und Professor Dom-  
dorf, der Schöpfer des Grabdenkmals für

Frau von Stein, ernannt, eine neue goldene Goethe-Medaille wurde gestiftet und zuerst Dr. Wahle (Weimar) und Dr. Max Morris (Berlin) verliehen. In den Vorstand wurde an Stelle des schwer erkrankten Professor Martin (Straßburg) der Leipziger Literaturhistoriker Professor Koster gewählt.

Den Höhepunkt erreichten diese Jubiläumstage in einem Volksfeste in dem alten Tiefurter Park. Ein wunderbar blauer Himmel lachte über Weimar. Die Losung hieß: Goethe-Zeit. Um die Mittagsstunde stellte sich der von Professoren der Kunstschule arrangierte Festzug auf. Herolde ritten voran. Ein Zug Auswanderer folgte, in deren Mitte Dorothea neben ihrem von Ochsen gezogenen Wagen schritt, auf dem die Wöchnerin lag. Hermann, seine Eltern, der Pfarrer, der Apotheker, der begüterte Nachbar mit seinen Töchtern folgten in uralten Wagen. Auf hohem Roß, gefolgt von Rittern und Reifigen, ritt Götz von Berlichingen. Wilde Burschen und Mädels hatten sich zu einer Bundschuh-Truppe vereinigt. Egmont folgte mit seinen getreuen Niederländern, in Krokotracht tanzten die Menschen aus der Goethezeit einher, einen Theaterwagen Wilhelm Meisters mit Singen und Pfeifen begleitend. In einem kleinen, alten Tempel im Tiefurter Park, in dem Goethe so oft geträumt hatte, saß der Hof. Der Großherzog als Karl August mit hohen Stiefeln, weißer Hose, blauem Rock und hohem grauen Hut, die junge Großherzogin in einem Kostüm Anna Amalias. Es war ein wundervolles, unvergeßliches Bild, als der Zug an den Fürstlichkeiten vorüberzog. Hier begriff man die Art des Dichtens Goethes in den ersten zehn Weimarer Jahren, hier erfreute man sich an dem bunten Bilde, das die Aufführung des „Jahrmarttfestes von Plunderswestern“ bot, hier konnte man über die weißgepuderten Perrücken hinüber zu Karl August blicken und wirklich glauben, einer der Vorstellungen aus der Jugendzeit Goethes beizuwohnen. Das Schönste des schönen Tages war die Aufführung der

„Fischerin“ auf dem natürlichen Schauplatz an der Ilm. An dieser selben Stelle waren diese Gesänge im Jahre 1782 zum ersten Male aus dem Munde Corona Schröters, der begabten Komponistin, erklingen. Damals wie diesmal lag die Wirkung des Stückes, das eine Verbeugung vor dem Volksliedersammler Herder ist, zugleich aber den herrlichen „Erkönig“ enthält, in der magischen Beleuchtung des Waldes. Goethe selbst hat die Aufführung vom Jahre 1782, der diese zweite Wiederholung durchaus gleich, selbst beschrieben: „Die Zuschauer saßen, ohne es zu vermuten, dergestalt, daß sie den ganzen schlängelnden Fluß hinunterwärts vor sich hatten. In dem gegenwärtigen Augenblick sah man erst Fackeln sich in der Nähe bewegen. Auf mehreres Rufen erschienen sie auch in der Ferne; dann loderten auf den auspringenden Erdzungen flackernde Feuer auf, welche mit ihrem Schein und Widerschein den nächsten Gegenständen die größte Deutlichkeit gaben, indessen die entferntere Gegend rings umher in tiefer Nacht lag. Selten hat man eine schönere Wirkung gesehen. Sie dauerte, unter mancherlei Abwechslungen, bis an das Ende des Stückes, da dann das ganze Tableau noch einmal aufloderte.“

Dann wurde im Schein des Sonnwendfeuers getanzt, während der Vollmond seinen milden Segen über die herrliche Sommernacht austreute. Es war ein unvergeßliches Fest, an dem Goethe selbst seine größte Freude gehabt hätte. Ein gutes Omen für die Zukunft der Goethe-Gesellschaft. Sie wachse, blühe und gedeihe!  
K. G. Wndr.

**Berliner Neue Sezession.** Die „Reifüßes der Berliner Sezession 1910“, so wollten sie sich anfangs nennen, die siebenundzwanzig Künstler, die mit neunundachtzig Werken von der Leitung der Berliner Sezessionsausstellung abgewiesen wurden. Allmählich aber besannen sie sich, suchten sich einen deutscheren Namen und vereinigten sich als „Zurückgewiesene“ oder „Neue Sezession“ in einem nicht eben günstig gelegenen Kunstsalon beim Zoologischen

Garten. Daß nicht schlangweg alle von der alten Sezession abgelehnten Schöpfungen in der „Neuen“ untergebracht wurden — man begnügte sich mit 56 Werken — mag als gutes Zeichen gedeutet werden, wenn auch eine noch etwas begrenztere Auswahlwünschenswert gewesen wäre. Immerhin ist eine Tatsache zu konstatieren: Der größte Teil der neuen Sezessionisten hätte ganz gut in das Milieu der alten Sezession am Kurfürstendamm gepaßt, denn nicht etwa künstlerische Minderwertigkeit —, eher wohl Raumangel — kann den Ausschluß einzelner dieser Schöpfungen bewirkt haben.

Dennoch kann ich die Frage nach einer dringenden Notwendigkeit dieser Ausstellung und Neugründung, die sich scheinbar auf eine längere Lebensdauer einrichten möchte, nicht bejahen. Den Durchschnit übersteigen auch diese Bilder nicht; sie verraten auch keine schöpferischen Kräfte, denen man mit Vertrauen begegnen könnte. In der Mehrzahl sind es alles junge Künstler, die Frankreichs Schule genossen haben. Und einzelne unter ihnen bewegen sich denn auch noch auf fremdem Boden, mit dem sie keineswegs innerlich verwachsen sind, als Nachahmer. Gauguin, Mathisse, van Gogh. Das sind die Namen, welche uns bei der ersten Umschau entgegengetreten als Vorbilder der „Berliner Neuen Sezession“ dieser Jüngsten, von deren Zukunft wir uns nicht allzuviel versprechen dürfen. Das Eigene fehlt ihnen, die revolutionäre Stimmung, das bewußte Ziel.

Bei der Betrachtung der einzelnen Werke verschiebt sich dieses Urteil nicht um vieles. Des verstorbenen Münchners Philipp Klein: „Vor der Redoute“, wirkt in seiner lebenswürdigen Anspruchslosigkeit unter diesen Parteimännern des äußersten linken Flügels wie ein gutes Bild von gestern, an dem man an dieser Stelle noch seine rechte Freude haben kann.

Am zahlreichsten sind die Stilleben vertreten, die, vor allem koloristisch, sehr hervortreten. Ein gutes Bild stellt H. L. Bengen als „Modellpause“ aus. Dort

finden wir die Sicherheit, die z. B. dem zu zarten Otto Müller in seinen „Tanzenden“ und „Badenden“ fehlt. Der Schlimmste unter den „Neuen“ ist H. M. Pechstein, mit seiner aufdringlich grotesk-häßlichen Malerei. Dagegen verdient der Hamburger W. Helbig Beachtung mit seinen zwei Schweizer Landschaften, die eine gewisse Individualität erkennen lassen.

M. R. K.

Franz Starbina. „Alles Wirkliche könnte mich reizen, wenn es von intimer malerischer Wirkung ist. Nur das Erflügelte, das Anekdotische liegt mir fern. Jetzt wenigstens. Seit Jahren schon. Was mitunter so sich ausnehmen mag — ich bin dabei doch von irgend einem malerischen Effekt ausgegangen und er war für mich die Hauptsache“. So hat der in diesen Tagen im Alter von 61 Jahren verstorbene Berliner Künstler die Entstehung seines „Allerseelentag“ kommentiert, jenes bekannten Bildes mit der trauernden Witwe und den kleinen Mädchen am Grabe auf dem Friedhof, während ringsum auf allen Gräbern Kerzen in warmem rötlichen Schimmer erstrahlen. Dieser „Allerseelentag“, ein Bild der neunziger Jahre, dann seine Genrebilder aus den siebziger Jahren — Friedrich der Große zur Herbstzeit im Park von Sanssouci, das Erwachen eines Menschen nach dem Selbstmordversuch unter den Leichen der Anatomie — kennzeichnen die Richtung Starbinas am deutlichsten. Unter Menzels Einfluß hatte er begonnen, und in Paris, um 1880 herum, hat sich sein Künstlertum eigene Wege geschaffen. Dort ist er zum Großstadtmaler geworden, indem er sich immer mehr den Impressionisten näherte, als deren erster Vertreter er dann nach Deutschland kam. Heute ist er wohl am bekanntesten als Entdecker Berlins, in jenen reizenden kleinen, so bewegten Bildern, aus denen das Leben der Großstadt sprudelt.

M. R. K.

Jules Renard. Frankreich verlor eine seiner bekanntesten Dichter- und Schriftstellergestalten. Nach langer und qualvoller Krankheit ist Jules Renard, sechsund-

nierzig Jahre alt, gestorben. Überwältigend ist das Schöpfungswerk Renards nicht. Er gehört nicht zu jenen Dichtern, die ein möglichst umfangreiches literarisches Gepäckbündel sich durch die Pforten der Unsterblichkeit nachtragen lassen. Er konnte, als er sie durchschritt, sein kleines Handtäschchen selbst tragen: einige wenige Bücher nur waren sein leichter Inhalt. Die aber genügen.

Aus der Provinz kam Jules Renard nach Paris. Unermüdlisch hat er sich seiner literarischen Produktion hingegeben. Ohne jede Reklame. So schrieb er „Poil de Carotte“, „Ragotte“, „l'Écornifleurs“. Und seine Theaterstücke: „Plaisir de rompre“, „Pain de ménage“. Alles Erinnerungen und Ausschnitte ländlichen Lebens. Der einfache und herzliche Ton verleiht Renards Werken ihre Eigentümlichkeit; ihren

Charakter, die Beobachtung der Natur, verbunden mit einer prächtigen Darstellungskraft. M. R. K.

**Das David Friedrich Strauß Denkmal.** In der zweiten Hälfte des Monats Mai wurde im Schloßgarten der Stadt Ludwigsburg das Denkmal für David Friedrich Strauß enthüllt, ein Werk der beiden Stuttgarter Künstler Habich und Bonatz. Inmitten alter Tannen steht in Weltverlorenheit ein Tempel, in dessen Mitte Straußens Büste steht. Mit diesem Denkmal bekennt sich Ludwigsburg als David Friedrich Straußens dankbare und seine Verdienste erkennende Vaterstadt, die mit der Enthüllung des Denkmals den hundertsten Geburtstag des großen Streiters — er wurde am 28. Januar 1908 begangen — nachträglich noch besonders feiert. M. R. K.

## Bücherschau

**Wertzuwachssteuer, Theorie und Praxis,** von Dr. F. Lisschitz. Akademische Buchhandlung von Max Drechsel. Bern 1910.

Die Staatswesen von heute brauchen Geld. Erhöhten Ausgaben sollten neue Einnahmen entsprechen. Neue Abgaben sollten aber möglichst unempfindlich gestaltet werden. Die Wertzuwachssteuer ist nun nach dem Verfasser der kurzen, trefflichen Schrift eine durchaus gerechtfertigte und sehr zweckmäßige Steuer, die dieser Anforderung der möglichst geringen Belästigung entspricht. Der Verfasser beweist seine Behauptungen auch an Hand eines reichen, gedrängt wiedergegebenen und gut gesichteten Materials. Er beleuchtet zuerst nach einer allgemein orientierenden, sozialgeschichtlichen Einleitung die Tatsache des Wertzuwachses und das Wesen der Wertzuwachssteuer in Zürich, Basel und Bern. Ein Haus an der Kramgasse in Bern das 1877 72,720 Fr. kostete, galt 1892 119,000 Franken. Dieser Wertzuwachs ist in verschiedener Größe überall

vorhanden und immer erheblich. Der Eigentümer hat dafür nichts getan, die Besserstellung wird vielmehr durch allgemeine Momente, wie z. B. die Entwicklung des ganzen Gemeinwesens, verursacht. Es ist daher billig, aus diesem eigentlich unverdienten Zuwachs einen Beitrag an den Betriebsfonds des Gemeinwesens zu erheben. Der Verfasser widerlegt die Einwände, die von verschiedenen Seiten gegen diese Steuer erhoben werden und legt dar, daß sie mit dem Sozialismus nichts gemein hat. Am Schlusse erörtert er kurz die Schwierigkeiten der praktischen Durchführung. Die zwei deutschen Städte Frankfurt und Köln, welche diese Steuer bereits erheben, geben ihm dazu das Material. Angesichts der vom bernischen Finanzdirektor am 2. Februar 1910 eingereichten, auf die Einführung dieser Steuer bezüglichen Motion dürfte die Schrift des Verfassers dem bernischen Publikum zur Orientierung in dieser Frage sehr nützliche Dienste leisten. Die